
Die Gesellschaft der Gleichen

Rezension von: Pierre Rosanvallon,
Die Gesellschaft der Gleichen,
Hamburger Edition, Hamburg 2013,
384 Seiten, gebunden, € 33;
ISBN 978-3-868-54257-8.

In „Die Gesellschaft der Gleichen“ schreibt Rosanvallon, Professor für Neuere und Neueste Geschichte am „Collège de France“ in Paris, dass man „noch nie so viel über Ungleichheiten gesprochen und gleichzeitig so wenig getan hat, um sie zu reduzieren“. Zwar werde das Gefühl, dass die Ungleichheit zu groß geworden sei, allgemein geteilt, doch stillschweigend werden verschiedene Formen der Ungleichheit hingenommen.

Es geht Rosanvallon in seinem Buch darum, den schwächelnden Gleichheitsgedanken durch eine neue Begründung zu stärken. Die Krise des Gleichheitsgedankens ist nicht allein durch eine Ausweitung der Ungleichheiten bei Einkommen und Vermögen zu erklären, sondern reflektiert den Kollaps einer Reihe von Gerechtigkeitsvorstellungen. Die Resignation angesichts der bzw. die passive Zustimmung zur exzessiven Ungleichheit will Rosanvallon nicht hinnehmen. Er sucht die Idee der Gleichheit in einem politischen Projekt zu stärken.

Rosanvallons Buch ist eine sozialwissenschaftliche Kontextualisierung von Pikettys „Kapital im 21. Jahrhundert“. Beide Bücher wurde bei Harvard University Press veröffentlicht, vom selben Übersetzer, Arthur Goldhammer, ins Englische übertragen, und in beiden Werken wird historischen Pro-

zessen ein besonderes Augenmerk geschenkt. Rosanvallon und Piketty zitieren einander, und ihre Zugänge korrespondieren miteinander in fruchtbringender Form. Während Piketty die statistische Datenbasis zur Beurteilung der Vermögensverteilung der letzten Jahrhunderte liefert, relationiert Rosanvallon hierzu die historische ideengeschichtliche Einordnung des gesellschaftlichen Kampfes um Gleichheit.

Rosanvallons geschichtliche Referenzen stammen größtenteils aus Frankreich und den USA. Seine Ideengeschichte ist materialistisch verankert, denn er geht in seinen politisch-philosophischen Überlegungen von gravierenden Veränderungen in der Wirklichkeit aus. Die Erfahrungswelt ist die Bezugsgröße seiner Reflexion und nicht allein die Ideenwelt. Es geht nicht um ein abstraktes Ideal der Gleichheit, sondern um eine Anpassung der egalitären Tradition an die Charakteristika der jeweiligen Zeit.

Geschichtlich geht Rosanvallon vom 18. Jahrhundert aus und spannt zwei Erzählbögen: In beiden Narrativen legt er ein soziales und geistiges Modell der Gleichheit dar. Die Amerikanische und die Französische Revolution hatten Visionen einer Gesellschaft der Gleichen. Nationalismus, Kolonialismus, Rassismus und Antisemitismus boten spezifische Deformationen von Gleichheit in Form von Mitgliedschaft in einer homogenen Gemeinschaft. Dabei handelt es sich um Pathologien der Gleichheit, wo Egalität in verzerrter Form relevant bleibt. Rosanvallon weist daraufhin, dass sogar die niederträchtigsten Bewegungen eine jeweils spezifische Art von Binnengleichheit versprachen.

Das demokratische Verständnis von Gleichheit im 18. Jahrhundert von Pai-

ne und Rousseau zielte darauf, die hierarchische soziale Rangordnung durch ein auf Ähnlichkeit basierendes Konzept des Bürgers zu ersetzen. Die Unterordnung sollte beseitigt werden, und das Ideal der Demokratie war entscheidender als jenes des Sozialismus, da es dem Sozialismus mehr um Brüderlichkeit und weniger um eine politische Gesellschaft von Gleichen ging.

Diese Tradition demokratischer Gleichheit kollidierte mit der industriellen Revolution im Kapitalismus. Der alte Egalitarismus mit seiner Vision von menschlicher Ähnlichkeit musste alternativen Ideologien und politischen Bewegungen weichen. Auf konservativer Seite ging es fortan um Gleichheit der Rechte, und auf kommunistischer Seite ging es gegen die Konkurrenz. Armut war für Konservative kein Thema fehlender Gleichheit, sondern ein Beleg der Charakterschwäche der Armen.

Die zweite Linie ist jene der auf Umverteilung beruhenden Vorstellung sozialer Gerechtigkeit, wie sie sich gegen Ende des 19. Jahrhundert herausbildete. Diese droht unterzugehen. Sie war unter speziellen Bedingungen entstanden. Kriege, Wirtschaftskrisen, Inflation und hohe Grenzsteuersätze auf das Einkommen minderten die Ungleichheit. Geteilte Leidenserfahrungen führten zu einer Stärkung des Solidaritätsgefühls. Die Umverteilungszielsetzung entstand auf Basis politischer und intellektueller Entwicklungen. Sozialismus und Liberalismus waren im Verständnis von Rosanvallon noch wichtiger als die ökonomischen Veränderungen. Militante Gewerkschaften, anarchistische und kommunistische Bünde stellten eine Bedrohung dar und führten zu Reformen aus Angst.

Der Kollektivismus verlor nach und nach an Bedeutung und wurde ab Ende der 1970er-Jahre abgelöst durch das Zeitalter des Individualismus. Dessen Kennzeichen ist ein Fokus auf den Einzelnen und eine Delegitimierung von Solidarität. Seit den 1980er-Jahren werden die Persönlichkeit des Menschen und seine kreativen Fähigkeiten insbesondere am Arbeitsmarkt zunehmend wichtiger. Die persönliche Lebensführung wird zu einem PR-Projekt, um am Arbeitsmarkt, am Heiratsmarkt usw. reüssieren zu können.

In einer Welt, in der alle beanspruchen, etwas Besonderes zu sein, gilt es, Diversität zu respektieren. Es ist ein materialistisches Unterfangen angesichts des vorherrschenden Individualismus, Gleichheit neu zu konzeptualisieren, und Rosanvallon tut dies anhand der Kategorie der Singularität. Die Idee der Gleichheit im Individualismus muss notgedrungen an diesem Prinzip der Singularität ansetzen. Singularität verlangt Anerkennung und Reziprozität. Rosanvillons Konzept der Singularität bedeutet nicht Einzigartigkeit in der Gestalt von Monaden, sondern verlangt nach Bindungen zu anderen.

Ungleichheit wurde lange Zeit mit Armut gleichgesetzt. Heute aber bedeutet Ungleichheit insbesondere die Absetzbewegung einer kleinen vermögenden Gruppe vom Rest der Bevölkerung.

Die Geschichte gibt Anlass zu Hoffnung. Was geworden ist, muss nicht so bleiben. Doch die Geschichte zeigt auch, dass es Kriege waren, die zu mehr Gleichheit führten, und dass die Drohkulisse einer Revolution für wirtschaftspolitische Verbesserungen des Lebens der Armen notwendig war. So war etwa der Kathedersozialist Gustav

Schmoller der Überzeugung, jede Revolution sei durch eine zeitgemäße Reform zu verhindern. Der Bismarck'sche Wohlfahrtsstaat mit der Einführung der Sozialversicherung war ein Beispiel eines solchen Reformismus aus Furcht vor Revolution.

Gleichheit anzustreben bedeutete in der Vergangenheit, staatliche Programme zur Armutsbekämpfung für eine kleine Gruppe zu initiieren. Eine gesellschaftspolitische Herausforderung hierbei war, dass einkommens-

schwache Gruppen nicht direkt davon profitieren, sondern im Gegenteil für die Finanzierung von Projekten für noch Ärmere herangezogen würden.

Ein anderes gesellschaftliches Projekt ist es heute, Ungleichheit zu mildern. Durch eine steuerliche Belastung einer kleinen Gruppe Vermögender würden fast alle zu den Begünstigten zählen. Moralische Appelle gegen die Maßlosigkeit einiger weniger reichen jedenfalls für Rosanvallon nicht aus.

Martin Schürz